

In der Verlagsgruppe Droemer Knaur sind bereits folgende Bücher des Autors erschienen:

Die Anstalt
Der Patient
Der Fotograf
Das Rätsel
Der Täter
Die Rache
Das Opfer
Der Professor
Der Sumpf
Der Wolf

Über den Autor:

John Katzenbach, geboren 1950, war ursprünglich Gerichtsreporter für den *Miami Herald* und die *Miami News*. Bei Droemer Knaur sind inzwischen zehn Thriller von ihm erschienen, darunter die Bestseller »Die Anstalt«, »Der Patient«, »Der Professor« und »Der Wolf«. Zweimal war Katzenbach für den Edgar Award, den renommiertesten Krimipreis der USA, nominiert. Er lebt in Amherst/Massachusetts.

Weitere Informationen unter www.johnkatzenbach.com und www.john-katzenbach.de

JOHN KATZENBACH

Das Tribunal

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Anke und Eberhard Kreuzer

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Hart's War« bei Ballantine Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständig überarbeitete deutsche Neuausgabe Februar 2015

Copyright © 1999 by John Katzenbach

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Der Roman ist 2002 unter dem gleichen Titel bereits auf Deutsch erschienen. Für diese Ausgabe wurde er vollständig neu übersetzt.

Redaktion: Kirsten Reimers

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51479-5

2 4 5 3 1

*Für Nick, Justine, Cotty,
Phoebe, Hugh und Avery*

Prolog

Der Nachthimmel

Er war alt, doch noch immer reizte ihn das Risiko. Am Horizont zählte er drei Wasserhosen, die aus der glatten blauen Meeresfläche am Rande des Golfstroms in die bleigrauen Wolken ragten – Vorhut der abendlichen Gewitterstürme auf ihrem Weg nach Westen. Die schmalen, dunklen Kegel wirbelten mit der gleichen Wucht wie die Tornados zu Lande. Nur an Heimtücke konnten sie sich nicht mit ihren Verwandten messen, die gespenstisch schnell wie aus dem Nichts auftauchten. Über dem Meer entstanden diese Gebilde, wenn sich Hitze, Wind und Wasser zusammenbrauten und von der Wolkenmasse angezogen wurden. Dem alten Mann schienen sie gemächlich über die Wellen zu wandern. Da sie weithin sichtbar waren, konnte man sich rechtzeitig vor ihnen in Sicherheit bringen – das hatten die anderen Fischer im Randgebiet des Stroms aus wärmeren karibischen Gewässern längst getan und ihre Boote vertäut. So schaukelte am Ende nur noch der alte Mann draußen auf See im Takt der Wellen auf und nieder. Der Motor war abgeschaltet; die beiden Schwimmer an der ausgeworfenen Angelrute lagen reglos auf dem tintenblauen Wasser.

Die drei Trichter waren vielleicht fünf Meilen entfernt, doch der Wind, der in ihrem Innern mit über zweihundert Meilen tobte, konnte diese Distanz mühelos überwinden. Je länger er die grauen Schläuche zwischen Himmel und Meer beobachtete, desto schwerelos, schneller und agiler schienen sie ihm – wie zwei Tänzer, die im Wettstreit um eine schöne junge Frau in

immer rasanteren Figuren und Schritten einander auszustechen versuchten. Hielt einer plötzlich an, während die anderen beiden langsam ihre Kreise zogen, preschte der Wartende Sekunden später ohne Vorwarnung voran, so dass der zweite mit einem Satz zur Seite sprang. Wie ein Menuett an einem Fürstenhof der Barockzeit, dachte der alte Mann. Er schüttelte den Kopf. Das traf es nicht ganz. Er betrachtete das Schauspiel genauer. Eher ein Squaredance in einer Scheune, zu fröhlicher Fiedelmusik? Ein Wimpel an einem der Ausleger knatterte in einer kräftigen Böe und war ebenso schnell verstummt, als habe er wie die anderen Boote aus Furcht vor dem tosenden Wind, der unaufhaltsam näher kam, die Flucht ergriffen.

Der alte Mann zog scharf die Luft ein.

Keine fünf Meilen, eher drei.

Trieb sie der Übermut in seine Richtung, waren die Zyklone in wenigen Minuten da. Selbst wenn sein offener Kutter mit zweihundert PS und fünfunddreißig Knoten über den Ozean schoss, wäre es schon zu spät. Hatten die tosenden Wirbel es auf ihn abgesehen, war er leichte Beute.

Mit ihrem Rhythmus und ihren Synkopen wirkte die Tanzformation elegant, aber auch ausgelassen. Einen Moment lang horchte er angestrengt in die Stille, als müsse der Wind ferne Musik herübertragen, die wilden Klänge von Posaunen und Trompeten, von Drums und treibenden Bässen, von fetzigen Gitarrenriffs. Er legte den Kopf in den Nacken. Der blaue Himmel hatte sich verdüstert; geballte schwarze Gewitterwolken fegten auf ihn zu. Big-Band-Musik, Jimmy Dorsey und Glenn Miller, dass er nicht eher darauf gekommen war. Die Musik seiner Jugend. Von Lebenshunger strotzender Jazz, schmachthende Bläserklänge.

Ein Donnerschlag riss ihn aus den Erinnerungen. Er fuhr mit dem Kopf herum und sah den Blitz, der über dem Ozean zuckte. Zugleich spürte er, wie der Wind langsam, aber stetig zu-

nahm, hörte das Knattern der Takelage und der Wimpel. Wieder wandte er den Blick zu den Zyklonen. Zwei Meilen, stellte er fest.

Wenn er blieb, war er fällig. Wollte er seine Haut retten, wurde es allerhöchste Zeit.

Er schmunzelte. Deine Zeit ist noch nicht gekommen.

Blitzschnell drehte er den Zündschlüssel an der Konsole. Als sei er über den Leichtsinn empört, mit dem der alte Mann sein Leben im letzten Moment den Launen der Technik überließ, sprang der Johnson-Motor mit dumpfem Grollen an.

Er wendete in einem Halbkreis und kehrte dem Gewitter den Rücken. Die ersten Tropfen prasselten auf ihn nieder und hinterließen auf seinem blauen Jeanshemd dunkle Flecken, während er den Regen auf den Lippen schmeckte. Mit wenigen Sätzen war er im Heck des Bootes und holte die beiden Angelschnüre mit den Ködern ein. Einen letzten Moment lang zögerte er und warf einen prüfenden Blick auf die Wasserhosen. Jetzt reckten sich die Riesen, nur noch eine Meile entfernt, bedrohlich in die Höhe, als hielten sie beim Anblick des Winzlings zu ihren Füßen, der sich ihnen dreist widersetzte, vor Staunen an. Das Meer hatte von Blau zu Bleigrau gewechselt, das mit der düsteren Wolkenmasse verschmolz.

Als der nächste Donnerschlag explodierte, diesmal näher und laut wie ein Kanonenschuss, lachte er nur.

»Fang mich doch, wenn du kannst!«, brüllte er lachend in den Wind. »Ein andermal vielleicht.«

Dann gab er Vollgas. Der Motor machte ein Geräusch wie ein schallendes, höhnisches Gelächter, in rasender Fahrt hob sich der Bug, und das Boot hüpfte über die Wellentäler, um nach wenigen Meilen die stilleren Gewässer unter klarerem Himmel dicht an der Küste zu erreichen, bevor der lange Sommertag im letzten Licht der Abendsonne zur Neige ging.

Wie gewohnt blieb er noch bis lange nach Einbruch der Nacht draußen auf dem Wasser. Das Gewitter hatte sich aufs offene Meer verzogen und machte dort vielleicht dem einen oder anderen großen Containerschiff zu schaffen, das auf den Florida Straits seine Bahnen zog. An der Küste hatte es aufgeklart, am nächtlichen Himmel funkelten die ersten Sterne. Dabei spürte er selbst hier auf dem Wasser die schwüle Luft wie einen dünnen Film auf der Haut. Seit Stunden angelte er nicht mehr, sondern saß, eine halb leere Flasche gekühltes Bier in der Hand, auf einer Kühlbox. Nach seinem kleinen Abenteuer rief er sich ins Gedächtnis, dass sein Motor jederzeit den Geist aufgeben konnte oder er nicht mehr schnell genug an der Zündung war und ein solches Gewitter ihm eine letzte Lektion erteilen würde. Doch er zuckte nur mit den Achseln. Das Leben hatte es überaus gut mit ihm gemeint, ihn mit Erfolg und allem anderen, was der Mensch sich nur wünschen konnte, reichlich gesegnet – noch dazu durch ein schier unglaubliches Zusammenfallen von Ereignissen.

Wenn man nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit hätte tot sein müssen, war das Leben von da an leicht.

Der alte Mann drehte sich um und blickte Richtung Norden, wo er – in einer Entfernung von fünfzig Meilen – gerade noch die schimmernden Lichter von Miami erkennen konnte. Dabei herrschte in seiner Umgebung eine Dunkelheit, die dank der Hitze und Luftfeuchtigkeit in Florida wie Tinte zu zerfließen schien. Zuweilen sehnte er sich nach den klaren, strengen Nächten in seinem Heimatstaat Vermont. Dort spannte sich die Nacht straff über den Himmel.

Für diesen Moment harrete er draußen auf dem Wasser aus, für diesen Blick in die unendliche Weite über ihm, fernab der Lichter und des Lärms der Stadt: der Polarstern, die Sternkonstellationen, die ihm so vertraut waren wie der Atem seiner schlafenden Frau. Er blickte von einem zum anderen und fand in

ihrer Beständigkeit Trost. Orion und Kassiopeia, das Sternbild des Widders. Den Helden Herkules und Pegasus, das geflügelte Pferd. Die beiden Himmelswagen – am einfachsten zu erkennen, sie waren die ersten Sternbilder, die er sich als Kind vor über siebenzig Jahren eingeprägt hatte.

Er atmete den nächtlichen Dunst tief ein und sagte laut mit tiefer, kehliger Stimme und schleppendem Südstaatenakzent, mit der Stimme eines Mannes, den er vor langer Zeit gut, wenn auch nicht lange gekannt hatte:

»Bring uns nach Hause, Tommy, okay?«

Das war fünfzig Jahre her, doch den melodischen Tonfall, das Schmunzeln, das selbst über die Bordsprechanlage und bei dem ohrenbetäubenden Dröhnen der Turbinen und dem Geknatter des Flakfeuers zu hören war, hatte er immer noch im Ohr.

Und so wie damals Dutzende Male antwortete er laut: »Nur keine Bange! Zur Basis finde ich im Schlaf zurück.«

Er schüttelte den Kopf. Bis auf das letzte Mal. Da hatte ihnen sein ganzes Arsenal, von Funkmess- und Radarwarngeräten über Koppelnavigation bis hin zur Positionsbestimmung mit Oktant, nichts genützt. Wieder hörte er die Stimme. »Bring uns nach Hause, Tommy, okay?«

Tut mir leid, sagte er zu den Toten. Statt nach Hause habe ich euch ins Grab gebracht.

Er nahm noch einen Schluck Bier, dann hielt er sich das kühle Glas der Flasche an die Stirn. Mit der freien Hand griff er sich in die Hemdtasche, um eine gefaltete Seite aus der neuesten Ausgabe der *New York Times* hervorzuziehen. Als er das Papier an den Fingern spürte, zuckte er zurück. Er brauchte es nicht noch einmal zu lesen, die Überschrift würde er nie vergessen: **BERÜHMTER PÄDAGOG, EINFLUSSREICHER BERATER DEMOKRATISCHER PRÄSIDENTEN, MIT SIEBENUNDSEBZIG JAHREN GESTORBEN.**

Somit bin ich der Letzte, der weiß, was wirklich passiert ist.

Er holte tief Luft. Plötzlich kam ihm eine Unterhaltung mit seinem Enkel in den Sinn. Dieser war kaum älter als elf und war mit einem Foto zu ihm gekommen. Es gehörte zu den wenigen Aufnahmen aus seiner eigenen Jugend, als er nur wenige Jahre älter als der Junge war. Auf dem Bild saß er an einem Gusseisenofen in ein Buch vertieft. Im Hintergrund war seine Holzpritsche zu erkennen. An einem Strick, der als Wäscheleine diente, hingen ein paar einfache wollene Kleidungsstücke. Auf dem Tisch neben ihm stand eine Kerze, die nicht brannte. Er war spindeldürr, sein Haar sehr kurz geschnitten. Er lächelte ein wenig, als läse er gerade etwas Amüsantes.

»Von wann stammt das Bild, Großvater?«

»Aus dem Krieg. Als ich Soldat war.«

»Als was?«

»Ich war Navigator. An Bord eines Bombers. Jedenfalls eine Weile. Danach war ich nur noch Gefangener und hab darauf gewartet, dass der Krieg zu Ende geht.«

»Hast du als Soldat jemanden getötet, Großvater?«

»Also, ich hab dabei geholfen, die Bomben abzuwerfen. Die haben wahrscheinlich Menschen getötet.«

»Aber du weißt es nicht?«

»Nein. Mit Sicherheit weiß ich es nicht.«

Doch das war natürlich gelogen.

Stumm wiederholte er die Frage seines Enkels: »Hast du jemanden getötet, Großvater?«

Und dann die ehrliche Antwort: Ja. Ich habe einen Mann getötet. Und zwar nicht bei einem Bombenabwurf aus der Luft. Doch das war eine lange Geschichte.

Durch den Stoff seiner Hemdtasche fühlte er den Zeitungsausschnitt mit dem Nachruf.

Und jetzt kann ich sie erzählen, dachte er.

Mit einem tiefen Seufzer starrte der alte Mann erneut in den Himmel. Dann suchte er in der nächtlichen Dunkelheit nach der

schmalen Einfahrt zum Jachthafen Whale Harbor. Die Navigationsbojen kannte er ebenso im Schlaf wie sämtliche Lichter, die wie eine Kette die Küste Floridas markierten. Hier war er mit den Strömungen ebenso vertraut wie mit den Gezeiten, und an der Art, wie das Boot durchs Wasser glitt, merkte er, ob es auch nur geringfügig vom Kurs abkam. Langsam, doch mit schlafwandlerischer Sicherheit wie in seinem eigenen Haus fand er im Dunkeln den Weg.

Der Alptraum des Navigators

Genau in dem Moment, als der Tunnel unter Baracke 109 einbrach, wachte er auf. Der Morgen graute, und seit Mitternacht waren heftige Schauer niedergeprasselt. Es war immer derselbe Traum, immer wieder durchlebte er darin, was vor zwei Jahren geschehen war – von Anfang bis Ende täuschend real.

Im Traum sah er den Konvoi nicht.

Im Traum riet er den anderen nicht, umzukehren und anzugreifen.

Im Traum wurde niemand erschossen, niemand starb in seinem Traum.

Raymund Thomas Hart, ein spindeldürrer, stiller, unscheinbarer Mann, nach seinem Großvater und Vater der Dritte in der Familie, der – mit derselben ungewöhnlichen Schreibung – den Namen des Heiligen trug, lag mit angewinkelten Beinen im Dunkeln auf seiner Pritsche. Er spürte den Schweiß an Hals und Schultern, obwohl es auch nach Frühlingsanbruch in den Nächten empfindlich kalt war. Wenige Sekunden, bevor die Holzstützen in zweieinhalb Metern Tiefe unter dem Gewicht der regengetränkten Erde einbrachen und plötzlich von allen Seiten die Piffe und Rufe der Wachen ertönten, horchte er auf den schweren Atem und das Schnarchen der Männer in den Betten neben ihm. Er teilte die Stube mit sieben Kameraden. Jeden erkannte er an den Geräuschen, die sie nachts von sich gaben. Einer von ihnen redete im Schlaf und erteilte den längst toten Soldaten unter seinem Kommando Befehle; ein anderer wimmerte oder weinte. Ein dritter hatte bei feuchter Witterung Asthma und

quälte sich keuchend bis zu den Morgenstunden. Tommy Hart zitterte und zog sich die dünne Decke unters Kinn.

Wie bei einem Kinofilm ließ er jeden Moment des Traums noch einmal Revue passieren. Im Traum flogen sie vollkommen geräuschlos, ohne den Lärm der Turbinen, wie unter Wasser, bis über Bordfunk der sonore Singsang des Captains erklang: »Zum Teufel, Jungs, worauf sollen wir da draußen schießen? Schade um die Munition. Bring uns nach Hause, Tommy, okay?«

Im Traum blickte er dann geübt auf seine Karten, Messschieber und Windrichtungsanzeiger und sah, wie mit einem dicken roten Tintenstrich quer über die blauen Wellen des Mittelmeers gezeichnet, die Route zum Fliegerhorst. Den Weg aus der Gefahr.

Wieder zitterte Tommy Hart.

Auch wenn er mit offenen Augen in die Dunkelheit starrte, sah er, wie sich die Sonne in den weißen Schaumkronen unter ihnen brach. Einen Moment lang wünschte er sich, seinen Traum wahr machen und die Realität in den Traum verbannen zu können – ein glatter Tausch. War das vielleicht zu viel verlangt? Er musste sich nur an den Dienstweg, die Hierarchie der Armeeverwaltung halten. Dann die Hacken zusammenschlagen und dem Kommandeur das Ersuchen zur Unterschrift vorlegen. Versetzung, Sir, eines Traums in die Realität, einer Realität in den Traum.

In Wahrheit war er, als er den Befehl des Captains hörte, in die Plexiglasnase der B-25 gekrochen, um ein letztes Mal zu sehen, ob er vor der sizilianischen Küste einen Orientierungspunkt entdecken konnte, den letzten Beweis für seine Positionsbestimmung. Im Tiefflug rasten sie mit zweihundert Meilen pro Stunde gerade mal sechzig Meter über dem Meer und damit außer Reichweite jedes deutschen Radars. Sechs junge Männer hätten mit einem Feuerstuhl unter dem Hintern auf einer kurvenreichen Landstraße einen Mordsspaß haben und jede

Hemmung wie das Gummi, das von ihren quietschenden Reifen fetzte, hinter sich lassen sollen. Doch so war es nicht. Es war vielmehr riskant wie Schlittschuhlaufen auf der dünnen Eisdecke eines zugefrorenen Teichs, die mit jedem Schritt unter ihnen einbrechen konnte.

Er hatte sich neben dem Bombenvisier bis zur Bugbewaffnung mit den Zwillingemaschinengewehren Kaliber fünfzig in die Nase gezwängt. Einen Moment lang fühlte es sich so an, als jagte er mit Höchstgeschwindigkeit allein über die endlose Weite der blauen Wellen, losgelöst vom Rest der Welt. Er suchte den Horizont nach irgendetwas ab, das er wiedererkannte und auf seiner Karte als Anhaltspunkt markieren konnte, um ihre Position zu bestimmen und den Weg zur Basis zurückzufinden. In den meisten Fällen verließen sie sich auf Koppelnavigation.

Doch statt der Gebirgsformation oder dergleichen entdeckte er im äußersten Augenwinkel die Umrisse eines Handelsschiffs im Geleitschutz zweier Zerstörer, die es im Zickzackkurs bewachten wie Hütehunde eine Herde.

Für einen kurzen Augenblick hatte er geschwiegen und blitzschnell ein paar Berechnungen angestellt. Sie waren seit über vier Stunden in der Luft und die Zeit für ihren Einsatz fast vorbei. Die Besatzung war müde und hatte nur den einen Wunsch, zum Stützpunkt zurückzukehren. Selbst für drei Jagdbomber, die Flügel an Flügel in der Mittagssonne dahinflogen, waren die beiden Zerstörer ernstzunehmende Gegner. Er sagte sich: Sieh einfach weg, halte den Mund, und in wenigen Sekunden sind die drei Schiffe außer Sicht. Niemand wird je davon erfahren.

Doch stattdessen tat er, was man ihm beigebracht hatte, während seine innere Stimme ihm wie die eines Fremden klang.

»Captain, feindliche Ziele etwa fünf Meilen vor Steuerbordflügel.«

Es herrschte kurzes Schweigen, dann kam die Antwort. »Ich fress 'n Besen, Tommy, was bist du doch für ein schlaues Bürsch-

lein. Du kommst mit mir nach Westtexas, und ich nehm dich mit auf die Jagd. Hast Augen im Kopf wie ein Luchs, Tommy. Deinem scharfen Blick entkommt kein Hase zehn Meilen gegen den Wind. Und dann schlagen wir uns den Bauch mit frischem Hasengulasch voll. Gibt nichts Köstlicheres als texanischen Hasen, Jungs ...«

Was der Captain sonst noch sagte, ging in der Hektik unter, als Tommy Hart durch den schmalen Durchgang wieder nach hinten kroch und der Bombenschütze seine Stelle in der Nase einnahm. Er merkte, wie die *Lovely Lydia* leicht nach rechts in Schräglage ging, und wusste, dass *The Randy Duck* zu ihrer Linken und die *Green Eyes* an ihrem Steuerbordflügel genau dasselbe taten. In der Kanzel kehrte er auf seinen kleinen Stahlstuhl hinter dem Piloten und dem Kopiloten zurück und betrachtete wieder seine Karten. Er würde nie vergessen, wie er in diesem Moment dachte: Das ist der schlimmste Moment in meinem Leben. Er hätte liebend gerne mit dem Bombenschützen getauscht, doch sie waren der Schwarmführer und hatten deshalb für diesen Lufteinsatz ein Besatzungsmitglied mehr. Wenn er aufstand, konnte er zwischen den beiden Männern bis nach vorne schauen, doch er wusste, dass er damit bis zum letzten Moment warten würde. Manchen Fliegern gefiel es, wenn sie das feindliche Ziel näher kommen sahen. Für ihn war es immer so gewesen, als starrte er dem Tod ins Auge.

»Bombenschütze? Alles klar?« Die Stimme des Captains war jetzt ein wenig lauter, doch immer noch ungerührt. »Zeigen wir's den Jungs da unten. Ein einziger sauberer Treffer genügt, und unsere kleine Spritztour hat sich gelohnt.« Sein Lachen hallte in der Sprechanlage. Der Captain war beliebt; in den brenzligsten Situationen behielt der Mann seinen Galgenhumor. Mit seinem behäbigen texanischen Singsang, der nie die leiseste Spur von Erregung oder Angst zu erkennen gab, machte er auch den anderen Mut, selbst wenn ihnen die Flak Zunder gab und

rotglühende Metallsplinter gegen den Stahlrumpf der Mitchell krachten wie die Fäuste eines wütenden Nachbarn an die Tür. Die weniger offensichtlichen Ängste, so viel hatte Tommy längst begriffen, waren nicht zu besiegen.

Tommy Hart kniff die Augen zusammen, als könnte er so die Erinnerungen verbannen. Es ging nicht. Es ging nie.

Jetzt hörte er wieder die Stimme des Captains: »Also, Jungs, dann mal los. Wie sagen unsere englischen Freunde noch so schön? ›Tally-ho!‹ Kann mir einer von euch verraten, was in Teufels Namen das heißen soll?«

Im selben Moment fuhr der Pilot die beiden Vierzehn-Zylinder-Wright-Cyclone-Doppelsternmotoren so weit hoch, dass sie aufheulten und die Tachonadel weit über die rote Linie schnellte. Die Höchstgeschwindigkeit der Maschine lag eigentlich bei zweihundertvierundachtzig Meilen pro Stunde, doch Tommy Hart wusste, dass sie die weit überschritten hatten. So gut sie konnten, flogen sie mit der Sonne im Rücken, aber so tief am Horizont, dass sie, fürchtete er, jedem Geschütz im Konvoi eine deutliche Zielscheibe boten.

Das erste Mal zitterte die *Lovely Lydia*, als sich die Bombenluken öffneten; das zweite Mal bebte sie unter dem Feuersturm der gegnerischen Waffen. Schwarze Schwaden hüllten sie ein, und die Motoren kreischten trotzig auf. Auf dem rasanten Sturzflug brüllte der Kopilot ihnen etwas Unverständliches zu. Tommy sprang vom Sitz auf, klammerte sich an einen Stahlgriff und starrte aus dem Cockpitfenster, wo er für den Bruchteil einer Sekunde einen der deutschen Zerstörer erblickte, der bei seiner scharfen Wende einen weißschäumenden Strudel hinter sich ließ.

Der erste Treffer. Der zweite Treffer: Die *Lovely Lydia* schoss in Schräglage durch die Luft. Tommy Hart beobachtete, wie die Schiffsformation alles daransetzte, aus der Ziellinie der Jagdbomber zu kommen. Seine Kehle wurde staubtrocken,

doch tief aus seinem Innern stieg ein Laut auf, halb Stöhnen, halb Schrei.

»Lasst sie abhauen!«, brüllte er, doch im Getöse der Motoren und im Knallen der Flakgeschosse gingen seine Worte unter. Sie hatten sechs Fünfhundertbomben an Bord. Die Angriffsstrategie auf einen Schiffskonvoi erinnerte entfernt an eine Kirmesschießbude, wo hintereinander weg auf eine Reihe Blechenten geballert wurde, nur dass die Enten das Feuer nicht erwiderten. Der Schütze ignorierte das Norden-Bombenzielgerät, das ohnehin nicht zuverlässig funktionierte, nahm stattdessen jedes Ziel mit bloßem Auge ins Visier, warf eine Bombe ab, riss das Buggeschütz mit der tödlichen Ladung zum nächsten Objekt herum. Es ging furchterregend schnell.

Machte er seine Sache gut, sprangen die Bomben beim Aufprall auf der Wasseroberfläche einmal in die Höhe und donnerten dann wie eine Bowlingkugel ins Zielobjekt. Der Schütze war gerade einmal zweiundzwanzig, mit einem frischen rotwangigen Gesicht. Auf der Farm in Pennsylvania, auf der er groß geworden war, hatte er in den dichten Wäldern von klein auf Rotwild gejagt, und so war er wirklich gut, sehr kühl und konzentriert, ohne zu merken, dass sie jede Sekunde, in der sie ihre todbringende Mission erfüllten, dem eigenen Tod entgegenrasten.

»Einer getroffen!«, meldete die Stimme aus der Plexiglasnase über die knisternde Sprechanlage wie von ferne. »Zwei versenkt! Drei!« Die *Lovely Lydia* rappelte jetzt unter dem heftigen Beschuss, unter dem Abwurf der eigenen Bomben und dem Flugwind, der an den Tragflächen zerrte, vom Bug bis zum Heck. »Alle versenkt! Bringen Sie uns hier raus, Captain!«

Der Captain zog den Steuerknüppel zurück und riss die Maschine hoch. »Heckschützenstand! Wie sieht's aus?«

»O mein Gott, Captain! Mein Gott! Sie haben die *Duck* erwischt! Mein Gott, nein! Die *Green Eyes* auch!«

»Keine Bange, Jungs«, erwiderte der Captain. »Zum Abendessen sind wir zu Hause. Tommy, schau mal nach. Sag mir, was du dahinten siehst!«

Die *Lovely Lydia* hatte an der Decke eine kleine Plexiglaskuppel als Spähposten für den Navigator, auch wenn Tommy lieber in die Bugnase kroch. Auf einer kleinen Stahlleiter stieg er in die Kuppel und sah die gewaltigen schwarzen Rauchsäulen, die aus einem halben Dutzend Schiffen im Konvoi aufstiegen, und einen gewaltigen roten Glutball, als ein Öltanker explodierte. Doch ihm blieb nur ein flüchtiger Moment, um den Erfolg ihrer Attacke zu begutachten, denn was er als Erstes sah, versetzte ihn in größere Panik als alles, was er während des Bombardements durchgemacht hatte. Die orangeroten Flammen, die er sah, schlugen eindeutig aus dem Backbordmotor und züngelten quer über den Flügel.

»Backbord! Backbord! Feuer!«, brüllte er.

Worauf der Captain in aller Ruhe antwortete: »Ich weiß, dass sie brennen, guter Job, Schütze ...«

»Nein, verdammt! *Wir* brennen, Captain!«

Aus der Motorhaube schlugen immer mehr Flammen und bildeten graue Schwaden am blauen Himmel. Das war's dann wohl, dachte Tommy. In ein, zwei Sekunden, vielleicht auch fünf oder zehn, erreichen die Flammen die Treibstoffleitung, prasseln in den Tragflächentank, und wir explodieren.

Und im selben Moment wich die Angst. Was für ein Gefühl, etwas unmittelbar vor Augen zu haben, gegen das man machtlos ist, und dabei klar zu sehen, was es bedeutet – den eigenen Tod. Ein kurzer Anflug von Frustration, dass er nicht das Geringste machen konnte, dann fügte er sich in sein Schicksal. Zugleich erfasste ihn eine seltsame, vage Einsamkeit; er hatte Mitleid mit seiner Mutter, seinem Bruder, der irgendwo im Pazifik war, mit seiner Schwester und ihrer besten Freundin, die daheim in Manchester in derselben Straße wohnte und die er so inbrünstig

liebte, dass es weh tat; er dachte daran, wie sie alle viel schlimmer und ungleich länger leiden würden als er, denn für ihn und die übrige Besatzung wäre es gleich mit einem einzigen Knall für immer vorbei. Mitten in seine Gedanken hinein hörte er ein letztes Mal die ruhige Stimme des Captains: »Gut festhalten, Jungs, wir versuchen zu wassern!« Im selben Moment raste das Flugzeug im Sturzflug auf die Wellen zu, ihre letzte Überlebenschance: ins Wasser tauchen und die Flammen löschen, bevor die Maschine explodierte.

Dann folgte dieses ohrenbetäubende Kreischen, er konnte sich an kein einziges Wort erinnern, auch an kein Geräusch von dieser Welt, sondern nur an diesen gnadenlos schrillen Laut wie aus einem Höllenkreis. Für den Fall einer Notwasserung hatte er sich immer wieder ausgemalt, wie er sich hinter der stahlverstärkten Rückenlehne des Kopilotensitzes verschanzen würde, doch er kam nicht mehr so weit. Vielmehr umklammerte er verzweifelt ein Rohr an der Decke, während er – wie ein gewöhnlicher Pendler in einem Waggon der New Yorker Subway an der Halteschleife – mit fast dreihundert Meilen pro Stunde auf die blaue Wasserfläche des Mittelmeers zuraste.

Bei diesen Bildern durchfuhr ihn auf seiner Pritsche unter der dünnen Decke wieder ein Schauer.

Als wäre es eben erst passiert, hörte Tommy den Hilfeschrei des Sergeant vorne in der Plexiglasnase. Tommy machte einen taumelnden Schritt in seine Richtung, denn er wusste, dass er in seinem Sitz feststeckte, da durch den heftigen Aufprall seine Gurtschnalle klemmte. Doch im selben Moment brüllte ihm der Captain zu: »Raus hier, Tommy! Nichts wie raus! Ich helfe dem Jungen!« Kein Laut von den anderen Männern. Der Befehl des Captains war das Letzte, was er von den Besatzungsmitgliedern der *Lovely Lydia* hörte. Zu seinem Staunen ging die Seitenluke tatsächlich auf, und seine Schwimmweste füllte sich prall mit Luft, so dass er wenig später wie ein Korken auf dem Wasser

schwamm. Er hatte sich mit den Händen von der Maschine abgestoßen und dann zu den anderen umgedreht, die wie er aus dem Flugzeug klettern mussten. Doch niemand kam.

»Kommt raus!«, rief er ihnen zu, »Kommt da raus! Bitte kommt raus!«

Und dann hatte er sich auf den Wellen treiben lassen und gewartet.

Wenige Sekunden später war die *Lovely Lydia*, mit der Nase zuerst, vornüber gekippt und lautlos untergegangen. Er war in der Weite des Meers allein.

Er hatte das nie begriffen: Der Captain, der Kopilot, der Bombenschütze und die beiden Bordschützen waren ihm immer viel schneller und aufgeweckter erschienen als er. Sie waren alle jung und sportlich, ein bestens ausgebildetes, eingespieltes Team. Nicht nur an den Maschinengewehren landeten sie ihre Treffer, sondern auch daheim auf dem Basketballplatz hängten sie jeden Gegner ab. In seinen Augen waren sie die echten Krieger an Bord der *Lovely Lydia* gewesen, er selbst dagegen nur der erbärmliche Bücherwurm, der dünne, linkische Student, der weniger aus patriotischer Gesinnung zum Navigator geworden war, sondern weil er gut mit Zahlen und dem Rechenschieber umgehen konnte und weil er als Kind zu Hause in Vermont stundenlang in den sternklaren Nachthimmel gestarrt hatte. Bestenfalls sah er sich als Teil der Ausrüstung, als Zubehör, während die anderen echte Flieger, echte Todesschützen, kampferprobte Männer waren.

So war es ihm ein Rätsel, dass ausgerechnet er überlebt und die viel stärkeren Männer umgekommen waren.

Fast vierundzwanzig Stunden lang trieb er allein auf See, bis ihn, verzweifelt und am Rande des Deliriums, ein italienisches Fischerboot entdeckte und aus dem Wasser zog. Zu seiner Verwunderung waren die rauhbeinigen Männer sehr behutsam mit ihm umgegangen, hatten ihn in eine Decke gehüllt und ihm ein

Glas Rotwein zu trinken gegeben. Er würde nie vergessen, wie ihm der Alkohol heiß die Kehle hinunterrann. An Land hatten sie ihn pflichtgemäß den Deutschen übergeben.

So war es wirklich gewesen, doch in seinem Traum wich die Realität einem glücklicheren Ausgang: Sie hielten sich alle unter einem Flügel der *Lovely Lydia* über Wasser, vertrieben sich das Warten mit Witzen über die arabischen Kaufleute in der Umgebung ihres nordafrikanischen Stützpunktes und überboten sich mit Zukunftsplänen für die Zeit nach ihrer Rückkehr in die Staaten. Als sie noch am Leben gewesen waren, hatte er manches Mal gedacht, dass er vielleicht nie wieder so enge Freunde haben würde wie die Männer an Bord ihres Fliegers und wie traurig es wäre, wenn sie sich, nachdem der Krieg vorbei war, nie wiedersehen würden. Kein einziges Mal war ihm die Möglichkeit in den Sinn gekommen, sie könnten sich vielleicht nie wiedersehen, weil sie alle tot waren und er als Einziger überlebte – ein Ding der Unmöglichkeit.

Auf seiner Pritsche dachte er: Sie werden für immer bei mir sein. Als ein anderer Gefangener im Schlaf die Stellung wechselte, knarrten die Holzlatten unter ihm, so dass die Worte, die er murmelte, darin untergingen und nur Laute wie von Klageweibern zu ihm herüberdrangen.

Ich habe es überlebt, und sie sind tot.

Wie oft hatte er seitdem seine Augen verflucht, die in dem Moment, als sie diesen Konvoi erspähten, den Tod seiner Kameraden besiegelten. Er wurde die Zwangsvorstellung nicht los, dass sie alle noch lebten, wäre er nur statt mit diesem Adlerblick blind auf die Welt gekommen. Natürlich wusste er, dass solche Gedanken sie nicht wieder lebendig machten. Stattdessen leistete er im Stillen einen feierlichen Eid: Sollte er den Krieg überleben, dann würde er mit einem Jagdgewehr quer durch Amerika bis nach Westtexas fahren, um dort tief im Buschland und in den trockenen Schluchten texanische Hasen abzuschießen.

Jeden Hasen, so weit das Auge reichte; in einem meilenweiten Umkreis jeden Hasen. Er stellte sich vor, wie er Dutzende, Hunderte, Tausende erlegte, das große Hasenschlachten – wie die Tiere so lange rings um ihn krepitierten, bis er keine Munition mehr hatte und er zu Boden ging. So viele tote Texashasen, dass sein Captain in alle Ewigkeit genug davon hatte.

An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Er legte sich auf den Rücken und horchte auf den Regen, der wie Gewehrsalven auf das Blechdach prasselte – und mitten in dieses Geräusch hinein ein fernes, dumpfes Rumpeln. Kurz darauf schrilles Pfeifen, dann hektisches Gebrüll von wütenden deutschen Wachposten des Gefangenenlagers. Er saß schon auf der Pritschenkante und schlüpfte in seine Stiefel, als es an die Barackentür donnerte und einer der Wachen schrie: »Raus! Raus! Schnell!« Auf dem Appellplatz war es zweifellos kalt, und so griff Tommy Hart nach seiner ledernen Fliegerjacke. Die anderen Männer zogen sich hastig die wollene Unterwäsche an und schnürten die rissigen, abgetragenen Stiefel zu, während das allererste Morgengrauen durch die schmutzigen Barackenfenster sickerte. In seiner Hast, zum Appell bereit zu sein, verlor er die *Lovely Lydia* und ihre Crew aus dem Auge. Sie glitten zurück in seine Erinnerung, während er sich den Männern anschloss, die aus den Baracken des Stalag Luft 13 in die nasskalte Morgenluft strömten.

Second Lieutenant Tommy Hart verlagerte im aufgeweichten Lehm des Appellplatzes unruhig sein Gewicht von einem Bein aufs andere. Die Missstimmung war aufgekommen, kurz nachdem sie angetreten waren. Jetzt empfingen die Gefangenen jeden Aufseher, der an ihnen vorbeikam, mit Buhrufen und Beschwerden.

Die meisten Deutschen schenkten ihnen keine Beachtung. Hier und da drehte sich ein Hundeführer um und tat so, als wolle er

das zähnefletschende Tier an seiner Seite auf die Meute der murrenden Soldaten hetzen, was die erhoffte Wirkung nicht verfehlte und die Männer zum Schweigen brachte, jedenfalls für ein paar Minuten. Der Lagerkommandant, Luftwaffenoberst Eduard von Reiter, hatte die Formationen bereits Stunden zuvor in höchster Eile abgeschritten und war nur ein einziges Mal stehen geblieben, als ihn der Oberbefehlshaber der Amerikaner, Colonel Lewis MacNamara ansprach und wie im Schnellfeuer mit Protesten bombardierte. Von Reiter hörte MacNamara vielleicht dreißig Sekunden an, bevor er mit einem flüchtigen Salut – die Reitgerte tippte an den Schirm seiner Mütze – dem Colonel Weisung gab, vor den Reihen seiner Männer wieder Aufstellung zu nehmen. Ohne die Reihe der Luftwaffenoffiziere eines einzigen Blickes zu würdigen, war von Reiter zu Baracke 109 geeilt.

So standen die Kriegsgefangenen immer noch unter Gemurmel und Fußestampfen auf dem Platz, als es längst taghell war. Das Warten war so öde wie ermüdend, so vertraut wie verhasst. Im Lager waren fast zehntausend Kriegsgefangene – oder »Kriegies«, wie sich sich nannten – untergebracht, fast zu gleichen Teilen auf das südliche und das nördliche Gelände verteilt; sämtliche Gefangene der US-Luftwaffe – ausnahmslos Offiziere – lebten im Südlager, ihre britischen und anderen alliierten Verbündeten etwa vierhundert Meter nördlich. Kontakte und Besuche zwischen den beiden Lagern fanden statt, auch wenn die Deutschen den Kontakt durch eine Reihe von Auflagen erschwerten: Nur mit einer Eskorte, einem bewaffneten Aufseher und einem gewichtigen Grund kam man hinüber. Am überzeugendsten war, wenn man einem der »Frettchen«, wie die Lagerinsassen die Wärter nannten, die auf Patrouille mit ihren Eisenstangen im Boden stocherten, unauffällig ein paar Zigaretten zusteckte. Für die Wachleute mit den Hunden hatten sie keinen Spitznamen, denn ihre Hunde waren allgemein gefürchtet.

Die Lager waren nicht durch Mauern, sondern durch einen drei Meter hohen Maschendrahtzaun mit je zwei Reihen Stacheldraht außen und innen gesichert. Alle fünfzig Meter befand sich ein klobiger Wachturm aus Holz, der rund um die Uhr mit grobschlächtigen und unbestechlichen Männern besetzt war, die keinen Spaß kannten und nicht nur ein Maschinengewehr über der Schulter, sondern zusätzlich eine Schmeisser-Maschinenpistole um den Hals hängen hatten. Auf der Lagerseite hatten die Deutschen einen weiteren Zaun aus Holzpfosten und Draht errichtet – die Todeslinie. Das Überschreiten dieser Grenzmarkierung galt als Fluchtversuch und führte unweigerlich zur Erschießung. Zumindest erzählte das der Lagerkommandant jedem neuen Kriegsgefangenen bei seiner Ankunft im Stalag 13. In Wahrheit ließen die Wachen einen Internierten, der sich einen weißen Kittel mit einem deutlich sichtbaren roten Kreuz darauf überzog, bis zum äußeren Zaun durch, wenn sich beispielsweise ein Baseball oder Football dorthin verirrte, auch wenn sie zu ihrem Vergnügen schon einmal jemanden durchwinkten und kurz darauf eine Salve über seinem Kopf oder dicht neben seinen Füßen in den Boden feuerten. Entlang der Todeslinie endlose Runden zu drehen und die Grenze ihres Gefängnisses auszutesten gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen der Lagerinsassen.

Im Lauf des Vormittags wurde es wärmer, und die Männer auf dem Appellplatz hielten die Gesichter in die Frühlingssonne. Nach Tommy Harts Schätzung standen sie bereits seit vier Stunden stramm, während ganze Heerscharen deutscher Offiziere und gemeiner Soldaten an ihnen vorbei zum eingestürzten Tunnel eilten. Die einfachen Soldaten hatten Schaufeln und Spitzhacken in der Hand, die Offiziere Furchen auf der Stirn. »Es ist das verfluchte Holz«, sagte jemand in den Reihen der Gefangenen. »Wenn es sich mit Wasser vollsaugt, fault das Zeug und knickt wie Streichhölzer weg.«

Tommy Hart drehte sich um und stellte fest, dass die Bemerkung von einem kernigen Mann aus West Virginia kam, Kopilot einer B-17, dessen Vater noch in den Kohlenbergwerken unter Tage geschuftet hatte. Er nahm an, dass der Haudegen, der die bittere Wahrheit mit Todesverachtung beim Namen nannte, am Fluchtplan maßgeblich beteiligt gewesen war. Männer, die sich mit Erde auskannten – Farmer, Bergleute, Erdarbeiter, ja selbst der Bestattungsunternehmer, der nach seinem Abschuss über Frankreich in der Baracke nebenan gelandet war –, solche Leute wurden schon wenige Stunden nach ihrer Ankunft in Stalag 13 für das Unternehmen rekrutiert.

Er selbst hatte keinerlei Anstalten gemacht, um aus dem Lager zu fliehen, und hegte im Unterschied zu vielen anderen auch nicht den Wunsch. Natürlich sehnte er sich nach der Befreiung, doch er wusste nur zu gut, dass er bei einer Flucht in einen unterirdischen Tunnel steigen musste.

Und das konnte er nicht.

Er schob seine Angst vor dem Eingeschlossensein auf eine Episode in seiner Kindheit, als er sich mit drei oder vier Jahren versehentlich in einem dunklen Kellerverschlag eingesperrt hatte. In der Hitze und unter Tränen hörte er von ferne, wie seine Mutter nach ihm rief, brachte aber in seiner Panik selbst keinen Laut heraus. Wahrscheinlich hätte er die Angst, die ihn seitdem verfolgte, nicht als Klaustrophobie bezeichnet, obwohl es sich genau darum handelte. Seine Entscheidung, zum Fliegerkorps zu gehen, hatte damit zu tun, denn selbst in der Enge eines Bombers war er draußen im Freien. Die Vorstellung, in einem Panzer oder einem U-Boot zu stecken, war für ihn viel furchterregender als die Angst vor feindlichem Beschuss.

Deshalb stand für Tommy Hart in der ungewissen Welt des Internierungslagers eines fest: Sollte es ihm je vergönnt sein, es lebend zu verlassen, dann durchs Haupttor, denn niemand würde ihn dazu bringen, freiwillig in den Tunnel hinunterzusteigen.

Aus diesem Grund gab er sich damit zufrieden – fügte er sich dem Unvermeidlichen, hätte es wohl besser getroffen –, die Härten der Gefangenschaft in Stalag 13 bis zum Kriegsende hinzunehmen. Ab und zu zogen sie ihn zu kleinen Hilfsdiensten heran, etwa als heimlichen Beobachter eines Frettchens. Jeder Deutsche, der sich auf dem Lagergelände aufhielt, stand unter Beobachtung einer Wachpostenstaffel, die untereinander mit einer ausgeklügelten Zeichensprache kommunizierte. Natürlich blieb den Frettchen nicht verborgen, dass sie unter »Bewachung« standen, und so taten sie ihr Bestes, dies zu unterlaufen, indem sie ständig ihre Routen änderten.

»He, Fritz Nummer eins! Wie denkt ihr euch das eigentlich? Sollen wir hier Wurzeln schlagen, oder was?«

Die Fragen kamen laut und mit selbstbewusstem Nachdruck – von einem Kampfpiloten aus New York im Rang eines Captains. Sein lauter Protest richtete sich an einen Deutschen, der im grauen Overall und mit in die Stirn gezogener, weicher Mütze, der Uniform der Frettchen, gerade allein auf dem Platz stand. Da es drei Frettchen mit Vornamen Fritz gab, sprach man sie immer durch Zusatz der Nummer an, was sie jedes Mal erboste. Der Mann drehte sich um und sah dem Captain ins Gesicht. Dann trat er an den Offizier, der in bequemer Haltung in der ersten Reihe stand, heran. Um das Abzählen zu erleichtern, mussten sie in Fünferreihen antreten.

»Wenn Sie nicht gegraben hätten, Captain, bräuchten Sie jetzt nicht hier zu stehen«, erklärte er in ausgezeichnetem Englisch.

»Ach, kommen Sie, Fritz Eins«, entgegnete der Captain. »Wir haben nicht gegraben. Wahrscheinlich ist mal wieder ein Teil von Ihrer lausigen Kanalisation eingebrochen.«

Der Deutsche schüttelte den Kopf.

»Nein, Kapitän, das war ein Tunnel. Solche Fluchtversuche sind irrwitzig, der hier hat nun zwei Menschenleben gekostet.«

Betroffen schwiegen die Luftwaffenoffiziere.